

selten einem anderen Tiere thun, in einen Käfig, wie um damit zu sagen: „Siehst du, wie überlegen ich dir bin! Jetzt fliege einmal!“

In der That, das ist ein schöner Zug der menschlichen Seele. Eine höhere Selbstkenntnis, wie sie bei den alten Aegyptern herrschte, die den Ibis als Gott verehrten, würde uns zeigen, daß der Vogel, wenn nicht ein höheres, so doch ein ganz anderes Wesen ist, als der Mensch, in so fern gewiß nicht ihm untergeordnet, als wir vermuthen, mögen die Paläontologen aus ihren menschlichen Vorurtheilen herausbehalten was sie wollen, niemals die Nessel der Verdächtigen auf dem Entwicklungsgange unserer Art berührt haben.

Daß der Adler etwa bei einem hohen Grade seiner Beweglichkeit sich aus Nahrungssorgen sollte herabgelassen haben, mit der Zeit ein Löwe zu werden, oder die Nachtigall bei dem Ueberblick, den sie über das Leben haben mußte, aus Melancholie und Bitterkeit ihrer schönen Stimme entsagen sollte, um eine Fledermaus zu werden, das kann man von so hochbegabten Tieren nicht annehmen. Etwas bloß, um endlich Mensch zu werden und das Fliegen aufzugeben? Der Mensch denkt ja jetzt bloß daran, wie schön es wäre, wenn er fliegen könnte. Sein höchstes Ideal liegt in der Verwirklichung dieses Gedankens. Wer also Strauß und Ente, Adler und Nachtigall in seine Ahnenreihe aufnehme, der würde den Menschen für ein heruntergekommenes Tier ausgeben.

In der That sehen wir denn auch, daß im Menschen noch ein gewisses Gefühl der Inferiorität dem Vogel gegenüber lebt. Wir erkennen es in der Art und Weise, wie er sich selbst mit den übrigen Tieren vergleicht. Derartige, dem Reiche der Säugetiere entlehnte Vergleiche haben freilich im gesellschaftlichen Leben immer höchst Bedenkliches und sind gewöhnlich mit Injurienprozessen verbunden, während die Komparationen mit den Vögeln meist harmloser Art sind, ja, nicht selten eine Schmeichelei enthalten. Von den höheren Vögeln entlehnen wir gern Beispiele charakteristischer Eigenschaften, selbst wenn dieselben nicht absolut sittlich oder besonders erstrebenswerth sind: Er fliehet wie ein Raub, sie klappt wie eine Elster, er ist ein wahrer Papagei, neugierig wie ein Hohlkehler, häßlich wie eine Gans, eitel wie ein Pfau. Der Glaube, daß den Vögeln eine höhere, vielleicht dämonische Macht innewohne, spricht sich aus in den Worten: Fahren oder gehen Sie zum Kukuk, Hole Sie der Geyer! Endlich aber wie spendet man Lob besser als mit: Schön wie ein Fasan, sanft wie ein Täubchen, kühn wie ein Falk, und, zur Sängerin gesprochen: Sie singt wie eine Drossel, eine Lerche, eine wahre Nachtigall!

Das sind aber nur die platten im Volksmunde gebräuchlichen Redensarten und Vergleiche. Der Dichter, welcher doch nur von Vergleichen lebt, wäre vollständig bankrott, wenn er den Vogel entbehren sollte. Alles andere hat ja keinen Schwung und bietet keine Abwechslung. Homer, der um nicht immer wieder den gemeinplätzigsten Löwen zu gütieren, einmal ein anderes Hebelthier einführen wollte, kann man es immer noch nicht verzeihen, daß er seinen König Menelaus mit einem Esel verglichen hat.

So vergift denn der Mensch erst auf der höchsten Sprosse, die er auf den Flügeln des Gesanges, als Dichter erklommen, seinen erbärmlichen Neid gegen den Vogel. Seine Könige und Hebeln sucht er als Adler und von sich selbst sagt er, sich auf einem Flügeltroß träumend:

„Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet!“

Verschiedenes.

[Alte Kartoffeln.] Bekanntlich haben im Keller aufbewahrte Kartoffeln in den letzten Monaten, ehe es wieder neue gibt, oft einen unangenehmen strengen Geschmack. Derselbe wird ihnen fast ganz benommen, wenn man die Kartoffeln ungefähr zwei Stunden vor dem Kochen schält und einwürft und in dieser Zeit vier bis drei mal neues kaltes Wasser daran gießt.

Ein imposantes militärisches Schauspiel konnte man dieser Tage bei Laubegast beobachten. Dort setzte das sächsische Garderegiment unter Führung seines Obersten v. Rostitz, mit dem Trompetenkorps an der Spitze in Gegenwart des Königs zwei mal durch die Elbe. Der Durchschritt erfolgte in Zügen von 20 Mann. Die außergewöhnliche Promenade durch das nasse Element vollzog sich mit größter Ordnung und verlief ohne jeden Unfall, wenn man nicht den „Reinfall“ eines von seinem

Rosse abhanden gekommenen Reiters in die Elbe und das damit verbundene unfreiwillige Bad als einen solchen bezeichnen will.

Ein artiges Prüfungsgeschichtchen wird dem römischen „Fanfulla“ von seinem Korrespondenten in Ancona berichtet. In dem dortigen königlichen Lyceum finden in diesen Tagen die Schlußprüfungen statt. Am Morgen des 1. Juli zeigte sich dem Direktor des Instituts, Cav. Moretti, zwei Karabinieri in voller Uniform mit dem Verlangen, den Alumnus P... zu sprechen. Der Direktor bemerkte ihnen, daß die eben mit der Ausarbeitung ihrer Thematika beschäftigten Böglinge mit keinem Fremden verkehren dürften. Die Hüter der öffentlichen Sicherheit beharrten indessen auf ihrem Begehre, beifügend, sie würden in Gegenwart des Direktors ihr Anliegen vorbringen, indem dringende Dienstesrücksichten sie nötigten, umgehend von dem P... Auskunft über ein ihm bekanntes Individuum einzuholen. Nun glaubte Cav. Moretti nicht länger widerstreben zu dürfen; P... ward gerufen, die Karabinieri stellten ihm verschiedene Fragen, und der eine von ihnen zog schließlich ein bedrucktes Papier aus der Brusttasche heraus, mit dem Ersuchen, P... wolle in die frei gelassenen Zwischenräume die Personenbeschreibung des ihm bekannten Individuums eintragen. Dazu bemerkte er, sie würden später ein anderes mal vorsprechen, um einige ergänzende Notizen einzuholen. P... setz sich an den Tisch und schreibt, verwendet aber zu dem Geschäfte so übermäßig viel Zeit, daß er inzwischen statt der gewünschten Personaten eine ganze Biographie hätte zu Papier bringen können. Als er endlich fertig geworden, nimmt der Direktor den Bogen in die Hand, um ihn den Karabinieri zu übergeben, wußt aber zufällig vorher einen näheren Blick auf denselben, und sein erstauntes Auge begegnet da nicht mehr und nicht weniger als dem genauen Texte des Themas, welches die im aufstehenden Saale unter besonderer Aufsicht befindlichen Schüler eben ausarbeiten. Nachdem somit der Streich mißlungen, verduften die beiden Karabinieri, P... schleicht sich fachte in den Prüfungssaal zurück und der Direktor erstattet dem Karabinierkommando Bericht. Dieses hat jetzt eine Untersuchung eingeleitet, um zu ermitteln, ob die beiden Karabinieri, die dem Examinanden P... beispriechen wollten, wirkliche oder nur Eintags-Karabinieri waren.

[Der Rest sind — Millionen.] Vor einiger Zeit starb in Petersburg der russische Hofbankier Baron Stieglitz, einer der reichsten Männer Rußlands, welcher viele Jahre lang an den Finanzoperationen des russischen Staates hervorragenden Anteil genommen hatte. Der Rest hinterließ keine Kinder, keine nahen Verwandten, aber ungefähr 150 Millionen Rubel, über welche er in seinem Testamente disponiert hatte. Unter anderen Zuwendungen war in diesem Testamente die Bestimmung getroffen, daß eine Summe von 100,000 Rubel zur Gründung eines Museums für Kunst und Industrie nach dem Muster des Wiener Museums auszuwerfen sei. In einem Anhang zum Testament war diese Bestimmung insofern erweitert, als der Testator die Verfügung traf, daß diejenige Summe, welche nach seinem Ableben die vorher erwähnten 150 Millionen übersteigen werde, gleichfalls zur Erbauung des Museums für Kunst und Industrie verwendet werden solle. Auf Grund dieser letztwilligen Anordnung des Millionärs wollte vor kurzem ein hoher russischer Beamter in Wien, um die Einrichtungen des dortigen Museums für Kunst und Industrie eingehend zu studieren, damit bei Errichtung des von dem Verstorbenen angeregten russischen Museums genau nach denselben Prinzipien vorgegangen werden könne. Unter dessen ist die Liquidation des Baron Stieglitz'schen Nachlasses nahezu vollendet worden und es ergibt sich, daß der Rest, welcher dem Codicill des Erblassers zufolge nach Abzug der 150 Millionen für den Museumsbau zu verwenden ist, noch — acht Millionen Rubel beträgt, die nun dem mehrerwähnten Zwecke zugeführt werden können. Für acht Millionen Rubel läßt sich ein recht ansehnliches Museum herstellen!

Nätsel.

Auf einem Flecke ohne Schweif und Ohren
Und ohne Füße, ohne Aug' und Mund,
Da reiten viele heut ganz unversehrt,
Das Pferd muß sie ertragen Stund' auf Stund'.
Des Hofsleins dünne, sammeten Leib durchziehen
Viel Andern rings, die hart und fest gefügt,
Es braucht um Futter nicht der Reiter sich bemühen,
Weil sich das Pferd ganz ohne Speis' begnügt.
Leicht ist das Pferd von jedermann zu nennen,
Da es bereits fast alle Kinder kennen

Samstagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Fränkischen Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

№ 28.

Samstag, den 11. Juli.

1885.

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

Es mag den Leser die Behauptung befremden, daß seiner Zeit der einfältige Umgang mit dem Kinde Elsa dem Herzen des Grafen mehr Zufriedenheit bot, als jetzt der Verkehr mit den Großen der Hauptstadt, mit den in steten Vergnügungen schwelgenden Genüßmenschen, deren Herz ihm mißfiel; er liebte nicht das lärmende Treiben, das Herz des jungen Edelmannes sehnte sich so sehr nach Schwärmerei, nach Freundschaft, nach Liebe; was damals in Luzern seine Seele mit Wohlbehagen erfüllte, das hatte er seit der Trennung von dem Kinde stets schmerzlich vermisst.

Es war an einem Sommerabend, als Viktor, in Melancholie versunken, sein Ross bestieg und hinaus aus dem bunten Lärmen der Hauptstadt ritt. Gemächlich hielt er den Zügel, langsam Schrittes trabte das schlanke Tier durch die Straßen der Vorstadt, dem Sonnenuntergange entgegen er wußte selbst nicht wohin. Viktor schaute nicht um sich, er war in Gedanken verloren; auch war ihm die Gegend, durch welche er den Weg nahm, vollständig fremd. Umfonche mußte er daher überrascht sein, als plötzlich, und ganz in seiner Nähe, sein Name ertönte: „Herr Graf! Graf Viktor von Hohenheim!“ Er hielt das Ross an und schaute sich um, jedoch die kleine Gasse war einsam. Da überkam ihn die Meinung, es sei eine Täuschung gewesen; und als er im Begriffe war, den unterbrochenen Spazierritt wieder aufzunehmen, trat eine ihm wohlbekannte Gestalt aus dem ihm zur Seite gelegenen Gortchen.

„Wie, alter Moritz, Ihr hier?“ rief er in höchster Ueberraschung, „Ihr hier und in dieser Gasse?“ — „Haltens zu Gnaden, Herr Graf, daß ich so weit den Anstand verleihe, Ihren hochgeschätzten Namen so offen über die Straße zu rufen,“ erwiderte der Alte, indem er näher trat und ehrerbietig das Köpfchen herabnahm, „aber die Freude, Sie hier in München zu sehen, war zu groß, als daß ich mich hätte enthalten können.“

„Keine Förmlichkeiten, lieber Alter,“ unterbrach ihn der Graf, „es freut mich von Herzen, Euch einmal wiederzusehen. Wohnt Ihr hier?“ — „Seit vier Jahren, Herr Graf. Es war bald nach jener Zeit, da wir alle mit einander den Pilatus verließen. Mein Eigentum, das kleine Häuschen da,“ fügte er hinzu, „wenn der Herr Graf mir bei Gelegenheit die Ehre gestatten wollen, so wird es für mich eine Auszeichnung sein, meinen Vorgarten zeigen zu dürfen, der wohl des Anschauens wert ist.“

„Die Gelegenheit wird sich wohl sehr bald finden,“ meinte wohlwollend der Graf, „es gewährt mir immer Vergnügen, Bekannte

aus alten Zeiten wieder zu sehen. Da bleibt es mir gleich, ob sie hoch oder niedrig geboren, wenn nur ihr Charakter bieder und ehrlich, ihre Herzen treu und wohlmeinend sind.“ — „Das sind sie, Herr Graf, so wahr mich Gott schütze,“ gab Moritz zurück, „treu ist mein Herz und ehrlich unser aller Charakter. Wie oft haben wir doch des grädigen Herrn Erwähnung gethan während der Jahre, die nun verfloßen sind, seit wir einander „Behüt Euch Gott!“ zum Abschied gesagt.“

„So seid Ihr wohl auf? Und Eure Familie?“ — „O, es geht ihnen zum Besten, Herr Graf. Sie würden sich alle freuen, Ew. Gnaden einmal wiederzusehen,“ fügte er hinzu, „meine Friederike zum Beispiel ist nicht weit; in dem kleinen Pavillon, den Sie dort sehen. Wie hoch erfreut würde die gute Alte sein. — „He, Friederike!“ rief er, indem er behende an die Gartenpforte trat.

„Laßt das gut sein, Moritz,“ sagte schnell Graf Viktor, dem die Freude des Mannes zu Herzen ging, „wenn Ihr jemanden wißt, das Ross hier so lange zu halten bis ich zurück bin, so gehe ich mit Euch.“ — „Dazu ist leicht jemand zu finden,“ rief Moritz voll Vergnügen, „he, Anton! kommt her und haltet das Pferd, mein Freund; nur für kurze Zeit.“

Der Mann kam herbei geeilt und nahm den stolzen Rappen beim Zügel, indes Graf Hohenheim mit dem Verwalter Moritz in das kleine Vestibulum schritt.

Der alte Mann war des Lobes seiner Anlagen voll. „Diese Fuchsen,“ meinte er mit leuchtenden Blicken. „Und sehen Sie nur, Herr Graf, diese Pracht der Blumen und diese unzählige Menge verschlossener Knospen,“ machte er auf eine Gruppe hochstämmiger Rosen aufmerksam, „es ist aber auch das Lieblingsbeet der Kinder und nicht geringe Zeit wird an jedem neuen Morgen auf seine Pflege verwandt. Da muß immer alles sorgfältig geordnet und die Erde von allen heruntergefallenen Blättern frei gemacht sein, sonst läßt es ihnen keine Ruhe den ganzen Tag.“

„Die Rosen sind in der That prächtig,“ gab Viktor zur Antwort, „aber wie denn, Eure Tochter hat schon einen Mann?“ — Moritz lachte. „Rein, Herr Graf,“ sagte er lustig, „zu einem Schwiegersohn hat es der alte Moritz bis jetzt nicht gebracht.“ — „Aber Ihr sprecht doch von Kindern! Ihr hattet doch nur die eine Tochter, Euse, soviel mir bekannt ist.“ — „Ja, Herr Graf,“ erklärte Moritz mit einer wichtigen Geberde, „ich hatte damals, als ich noch Verwalter bei Luzern war, nur ein einziges Kind; aber jetzt hat meine Tochter eine Schwester.“ Viktor stand still. „Eine hübsche, blonde Schwester von sechszehn Jahren,“ ging Moritz weiter, dem das Erstaunen des Grafen eine stille Freude gewährte. — „Ihr sprecht in Rätseln,“ meinte der Graf.

„Nun denn,“ sagte Moritz wieder, „um gerade heraus mit der Sprache zu kommen; ich nahm eine arme Waise ins Haus.“ — „Das war brav, mein Freund,“ bestätigte Herr von Hohenheim, „wer ein verlassenes Geschöpf in sein Haus nimmt, macht sich des Himmels wert.“ — „Ich fand sie unter traurigen Verhältnissen,“ erklärte der Verwalter, „in einem elenden Dachstuhl, das noch obendrein kalt war zur Winterzeit. Da saß sie und nähte von früh bis zur Mitternacht und hatte doch bei all ihrer Mühsal und Sorge kein Brot. Ich kannte das Kind; vor Jahren war die Kleine ein Schützling meines Vorgesetzten gewesen, ich wußte, daß sie brav war und so nahm ich mich des verlassenen Kindes an, bevor es zu spät war.“

Der Graf war stehen geblieben, er starrte den Alten an. „Der Name?“ fragte er bekommen. — „Der Name Herr?“ — „Die Kleine heißt Elsa.“ — „Elsa!“ rief Viktor frohlockend, „meine kleine Elsa wollt Ihr sagen?“ — „So ist es, Herr Graf.“

Der Graf wußte im Augenblick nicht, wie ihm geschah. „Elsa ist bei Euch?“ flötete er endlich, „und wie lange?“ — „Nicht ganz vier Monate, Herr Graf. Eine kleine Erbschaftsangelegenheit führte mich auf etliche Tage zurück nach Luzern, und als ich nun, da meine Sachen erledigt, auf den Bahnhof ging, fühlte ich mich plötzlich von der Hand eines Mädchens festgehalten, dessen erster Anblick mich mit unendlichem Mitleid erfüllte; denn so viel Schönheit und mit Anstand gekleidet in so elende Kleidung, wie die Arme sie trug, das war eine Erscheinung, die einem biederen Manne ins Herz sprechen mußte. Nun ich aber bei näherer Betrachtung das Kind wiedererkannte, welches Ew. Gnaden vor Jahren auf eine so edle Weise beschützt, da mußten mir alten Mannes wohl die Augen überfließen, denn ich achtete das Kind; ich hatte ihm schon damals meine aufrichtige Teilnahme geschenkt.“

Mit rührenden Worten erlittete nun der Verwalter über die trostlose Lage des Mädchens Bericht. Er schilderte die Not, welche das arme Wesen in Folge der Unehrllichkeit Mabelsines gelitten; er pries die Standhaftigkeit des Kindes und ging dann auf den Tod des alten Weibes über und auf die heimliche Freude, welche dieses Ereignis bei den Seinen hervorgebracht.

„Ew. Gnaden werden begreifen, daß ich unter solchen Verhältnissen doppelt zufrieden bin, das Mädchen in mein Haus genommen zu haben.“ schloß er seine Rede, „zumal sie meiner Tochter eine liebevolle Freundin und Schwester geworden ist. Doch Sie werden sie ja sehen; ein reizenderes Geschöpf, ich versichere Sie, Herr Graf, gibt es nicht.“

Hier war man nach manchem Aufenthalt endlich bei dem Pavillon angekommen und erst jetzt, da die Thüre desselben von der Straße abgewendet lag, wurde Mutter Friederike gewahrt, welche hohen Besuch heute der Zufall in ihren Garten geführt. Flug erhub sie sich und trat mit unzähligen Knixen und Komplimenten dem Grafen entgegen; dann schob sie den schönsten Sessel vor die Thüre, besetzte ihn mit dem weichsten Kissen, welches da war, und wußte vor lauter Freude nichts anderes zu beschicken, als daß sie den Grafen mit so viel schönen Worten, als fließen wollten, buchstäblich in dieses Polster herunterzog.

Eine Unterhaltung war jetzt bald angeknüpft. Graf Viktor lobte die reizende Anlage des Gartens; Moritz äußerte wiederholt seine Freude, den ehemaligen Gebieter jetzt als seinen Gast in seinem kleinen Eigentum zu sehen, und Friederike, in ihrer Eigenschaft als tüchtige Hausfrau, fragte bescheiden, ob dem gnädigen Herrn mit irgend etwas, was Küche und Keller zu bieten imstande wären, aufzuwarten sei.

Graf Viktor nahm das Anerbieten der guten Hausmutter an. Er erklärte sich bereit, seinen Spazierritt ins Freie für heute fahren zu lassen und sich einer Stunde der Gesellschaft dieser biederen Leute zu erfreuen; trieb ihn doch die Sehnsucht, das Kind, die kleine Elsa, wiederzusehen, deren rätselhaftes Stillschweigen ihn Jahre lang gekümmert und dann verdrossen und deren Rechtsfertigung Moritz soeben in glänzender Weise zuwege geführt.

Bald hatte die Hausfrau den Tisch gedeckt. In weiterem Durcheinander prangten da frischer Schinken und Rührei und selbstgemachter Käse, die schönste Butter und frisches Landbrot auf dem Tische, und auch ein Krug des köstlichsten, echten Bieres fehlte nicht.

Von den übrigen Hausgenossen war indessen noch niemand da. Baldrian hatte den ganzen Tag in der Stadt zu schaffen gehabt und kam jetzt nach Hause; und die beiden Mädchen bemühten sich bei der Toilette, denn Friederike hatte sie wissen lassen,

daß Besuch während des Abendessens da bleiben werde, ohne indes zu verraten, von wem hohem Stande er sei.

Ungebuldig schaute Viktor dem Augenblick entgegen, da er seinen eintmaligen Schützling jetzt werde als Jungfrau wiedersehen; vielleicht ohne es zu wollen, hielt er sein Augenmerk auf die Thüre des Hauses gerichtet; es dauerte lange, länger als er es wünschte, bis sie sich aufthat; doch endlich trat Elsa, mit einem Trauerkleide angethan, das goldene Haar von einem Flor zusammengehalten, daraus hervor. Unwillkürlich hatte der Graf sich erhoben, sie hatte etwas Achtungsgebietendes, diese schlanke Gestalt. Zaghaft, als rede er zu einer hochgestellten Dame, trat er ihr entgegen und fragte, ihr die Rechte bietend: „Sie erkennen mich nicht, Fräulein Grison?“

Das Mädchen erschrock; sie zitterte, hob die Augen und dann entglitt ein Freudenschrei ihren Lippen, wie ihn nur das Uebermaß des Entzückens hervorzubringen imstande sein kann. Im nächsten Augenblicke lag sie stumm an des Freundes Brust. Es war zu viel des Glückes! sie konnte die Seligkeit nicht fassen, die ihr diese Stunde bescherte, die ihr das Teuerste wiedergab, was sie jemals auf Erden besaß! sie jubelte nicht, sie redete nicht; stumm hing sie da an seinem Hals; nur das Klopfen ihres Herzens, das Zittern der Hand, welche seine Schulter umschlungen hielt, verriet, daß sie lebe: aber war es nicht in seiner stummen Sprache mehr, als alle Worte, war es nicht die Rede im Uebermaß? Endlich hatte sie sich gefaßt. Sie richtete sich auf, doch erröthend senkte sie das Aug: zur Erde.

„Vergeben Sie mir,“ sagte sie schüchtern, „dieses Wiedersehen war so plötzlich, daß ich meiner Handlung nicht Meisterin war.“ — „Es war eine eben so unerwartete Freude, Sie hier zu finden,“ entgegnete Viktor. „Es hat Jahre gegeben, während denen ich Sie für gestorben hielt.“

„D,“ machte Elsa beschämt. „Aber warum, Herr Graf,“ wußte sie seiner Frage aus, „mit einem Male dies „Sie!“ damals als ich noch Kind war, —“ Der Graf lächelte. „Aber das Kind ist kein Kind mehr,“ unterbrach er sie schnell, „das Kind ist zur holdseligen Jungfrau herangewachsen. Da scheidet es sich nicht gut für einen Mann, wie ich, in solch vertraulichem Tone noch mit einem Mädchen zu reden.“

„Herr Graf haben recht,“ sprach Moritz dazwischen, „überlasse ihm die Entscheidung.“ — „Das thut auch Elsa mit Freuden,“ ergänzte Friederike, „doch nun zu Tische, meine Herrschaften wenn ich bitten darf.“

Die kleine Gesellschaft nahm Platz. Graf Viktor erhielt den Ehrensitz, zu seiner Rechten Elsa, links Susanne, während Friederike zwischen Baldrian und ihren Gatten eingekengt war. Nun ging es ans Erzählen. Vater Moritz mußte erzählen, wie es seit ihrer Abreise vom Pilatus ergangen war; auch Susanne plauderte, Elsa sprach dies und jenes; und Graf Viktor endlich machte Vorstellungen von dem Leben, welches er mit dem seligen Dheim geführt, und erzählte von den Reisen, die sie mit einander gemacht hatten, bis er bei seinem ihm so unliebsamen Freudenlärmen in München angelangt war.

„Da werden der Herr Graf die vergangenen, ruhigen Zeiten bald vergessen haben,“ meinte Vater Moritz mit wichtiger Geberde, „denn die Jugend, Du mein Gott! liebt nun einmal die Lust! Ich war auch einmal jung, hab es auch einmal gemacht, wie sie alle; heute freilich —“

Der Graf lachte. Er hatte einmal den alten Moritz gesehen, wie er, mit steifen Gliedern schon, eine Bauerntochter bei Luzern auf den Tanzplatz geführt. Das fiel ihm jetzt in den Sinn.

„Es waren trotz aller Uebel doch vergnügte Zeiten am See,“ meinte der Graf, „so ein Jahrmarktsfest bringt zuwege, was sich sonst schwerlich mit dem Leben vereinigen läßt. Man stieß an. Vater Moritz ließ die Jugend und ihre Glückseligkeit leben, Friederike die hohe Herrschaft, Viktor trant auf das Gesamtwohl der wackeren Familie und endigte, indem er die Hand des Mädchens ergrieff und halblaut sprach: „Es lebe die Unschuld!“ Man stimmte ihm bei. So ging das Gerede in munterer Weise hin und her. Man wäre wohl bis zur späten Nachtzeit nicht an das Ende dieser Unterhaltung gekommen, aber eine Person, die man allseitig längst vergessen hatte, setzte endlich dem Geplauder ein schleuniges Ziel.

„Nehmen's Euer Gnaden nicht für ungut, daß ich mich umzuschauen komme,“ sagte Anton, jener Mann, der bis dahin geduldig die Zügel des Rappen gehalten, indem er den Kopf

zwischen die Thüre schob, „es bleibt mir eben keine Zeit, noch länger bei dem Pferde zu stehen.“

Man brach in ein allgemeines Gelächter aus. So etwas hatte sich seit lange nicht ereignet; in der Freude über das so unverhoffte Wiederfinden hatte man vergessen, nach dem Pferde zu sehen. Jetzt aber sprang Moritz auf; auch Graf Viktor hatte sich erhoben; er sprach ein paar Worte der Entschuldigung zu dem Manne, gab ihm eine Münze und wandte sich noch einmal der Gesellschaft zu.

Der Abschied war kurz. Graf Viktor dankte für die Gastfreundschaft, die er im Kreise der lieben Familie genossen, und Friederike wollte von Knixen und Komplimentierungen vergehen. Zum Schlusse reichte der Graf Elsa die Hand.

„Es hat mir eine außerordentliche Freude bereitet, Sie glücklich und zufrieden in dieser Gesellschaft zu sehen,“ sprach er — und die Worte kamen ihm vom Herzen — „vielleicht wird es mir erlaubt sein, diese Stätte noch öfter zu betreten —“

„Aber, Herr Graf, es wäre für uns eine übergroße Ehre,“ fiel Moritz ein, „wie über alle Maßen honoriert müßten wir uns schätzen, wenn ein so hoher Herr, wie Graf Hohenheim, es nicht verschmäht, in unserer Gesellschaft zu sein!“ Viktor lächelte. Er drückte Elsas Hand, bot der Reihe nach den übrigen Hausbewohnern die Rechte, bestieg dann seinen Rappen und sprengte die Gasse entlang. Als er das Ende der kleinen Straße erreicht hatte und um die Ecke bog, hielt er den Zügel an: er wandte das Haupt und sandte noch einen Scheideblick nach dem kleinen Garten hinüber. Da gewahrte er Elsa, die den verhallenden Hufschlägen seines Pferdes nachlaufend, an dem Pfortchen stand.

Des Grafen Angesicht strahlte. Er konnte sich keine Reue schenken, weshalb der Blick auf der schlanken Gestalt dort an dem einfachen Holzgitter haften blieb; er wußte nicht, weshalb sein Herz in einer jähen Aufwallung von Wohlbehagen erglühte. War es vielleicht das Ahnen zukünftiger Glückseligkeit und Liebe, was das Herz des jungen Edelmannes mit Zaubergewalt dem holdseligen Kinde des Glendes entgegenzog?

Elftes Kapitel.

Die Gräfin Althilde von Sternenberg herrschte selbstredend jahraus, jahrein als unumschränkte Gebieterin auf der Frankenburg. Kein Feind war erschienen, ihr die Rechtmäßigkeit der Erbschaft streitig zu machen, keine Widersacher erstanden, die gegen die Giltigkeit ihrer Ansprüche Protest erhoben; keine Zunge hat sich gerührt, um von der ersten Heirat Lidos, ihres seligen Gatten, Kunde zu geben, und kein böser Dämon hatte die Ruhe ihrer Zurückgezogenheit durch sein Dazwischentreten gestört.

Trotzdem hatte Althilde während der langen Reihe von Jahren niemals einen Verkehr mit der hohen Gesellschaft anzubahnen gewagt, denn hatte sie gleich die Ueberzeugung, daß von dieser Seite niemand ihr ein Hindernis in dem Fortbesteh des Erbes sein werde, so hielt doch ein Gefühl der Wangigkeit, ein Sehnen nach Einsamkeit, sie von dem großen Weltleben fern. Die einzige Gesellschaft, welche sie um sich sah, bestand aus ihrem Sohne, dem Professor Dr. Weinhardt, dessen Lehrer und Erzieher, und dem Geistlichen des Ortes; und wollte sie sich einmal mehr als gewöhnlich vergnügen, so wandte sie sich nach den Bergen der Schweiz, oder es erregte die üppige Romantik Tirols ihr Gefallen; niemals aber hatte sie längere Zeit in der Hauptstadt verbracht.

Die äußere Erscheinung Althildes war dieselbe, wie sie es früher gewesen, nur traten ihre Gesichtszüge ernster und despotischer hervor, die Figur des Knaben dagegen hatte sich zu statlichen, hochaufgeschossenen Formen gestaltet, die in allen Bewegungen das nicht zu verkennende Ebenbild des Vaters geworden war.

Man lebte im Monat Juli. Die kleine Familie, das Dejeuner einnehmend, saß in einer Laube, die unter dickbuschigen Zweigen alter Eichen versteckt lag und also die unerträgliche Hitze, soweit es möglich war, von ihren Häuptern entfernt hielt; die Gräfin auf einem Armstuhl, ihr zur Linken der junge Alfred, und diesem gegenüber, an der anderen Seite des Tisches, der alte Professor, der nebenbei in allen Dingen der umsichtige und wohlmeinende Ratgeber der Gräfin war.

„Ich muß gestehen,“ erwiderte er auf die an ihn gerichtete Frage, „daß dieser Risotto, so wie ihn der neue Koch zu bereiten versteht, vortrefflich schmeckt.“ — „Um“, machte der Knabe bedeutend. — „Nun“, entgegnete der Professor, „wenn wir in

einigen Monaten das Glück haben werden, Italien zu sehen, so dürften wir Gelegenheit haben, über die Richtigkeit seiner Zubereitung ein Urteil zu geben. Ich glaube, wir finden ihn besser und schmackhafter nirgendwo.“ — „Mir gefällt der Koch nicht“, meinte der Knabe. „Er versteht ja nicht einmal, einen Strudel zu backen, entweder ist der Teig zu fest oder es fehlt sonst etwas daran!“ (Fortsetzung folgt.)

Ans der Vogelwelt.

Die schöne Jahreszeit umgibt uns wieder mit ihrer Pracht und Herrlichkeit, und entzückt uns Augen und Herzen mit ihren mannigfaltigen und wunderbaren Naturschönheiten. Neben den farbenschimrenden Blumen, neben dem erfrischenden, wohlthuenden Grün der Bäume und Gesträuche sind es namentlich die Vögel, die mit ihrem lieblichen Gesang Wald und Flur beleben und uns erfreuen durch ihre melodienreichen Lieder. Und ihnen, den munteren Naturjüngern, sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Wenn wir einmal, der darwin'schen Theorie folgend, unseren Stammbaum über den Chimpanse hinaus bis zu den ersten Gattungen der Warmblüter nachspüren, dann sind wir versucht, den Schöpfer meistern zu wollen. Wir gelangen da nämlich zu einer Station, auf der wir, ohne Scham vor unserem edlen Selbstbewußtsein, Halt machen möchten.

„Wenn ich ein Vöglein wär!“ singt der Dichter, und wir singen es ihm herzlich nach. — Ein Frosch ist ein gar geschickter Gesell, der es uns in manchem zuvorthun kann, und nicht bloß im Quaken. Er hat seine vier wohlausgebildeten Gliedmaßen und einen geräumigen Schädel. Und wo es aufs große Maul ankommt, kann auch der unverschämteste Volksredner den Junker Grün beneiden. Dabei kann der Bürsche springen, dreißigmal so hoch als er selbst ist. Solch ein Held ist er also zu Lande! Nun aber erst zu Wasser! Der berühmte Schwimmer Kapitän Boyton und die Taucherin Miß Burling zusammen genommen, sind noch immer nicht der hundertste Teil eines Frosches in ihren Wasserkünsten.

Sa, gut springen und schwimmen möchte jeder können, aber: „Wenn ich ein Fröschelein wär“ hat noch keiner gelungen. Das macht eben, der Mensch mißt in seiner Eitelkeit die Leistungen seiner untergeordneten Weltbrüder immer nach dem Maßstabe der eigenen Größe, und da er ein bißchen springen, schwimmen und laufen kann, so glaubt er, der Frosch habe nichts vor ihm voraus. Daß er nun vollends auf zwei Beinen gehen kann, das läßt ihn die Nase entsetzlich hoch tragen, und er spricht sogar verächtlich von Vierfüßlern, wo ein Blick auf den Affen doch ihm sagen müßte, daß es Wesen giebt, die so anständig sind, daß sie sich gar keine Füße sondern nur gebildete Hände gestalten. Gegen alles tierische hat der Mensch etwas einzuwenden. Des Löwen Kraft, des Rosses Schnelligkeit, des Fuchses Klugheit, des Hundes Treue imponieren ihm zwar, drücken aber seinen Eigendünkel nicht nieder, der sich immer wieder auf die Vielseitigkeit unendlichen Könnens beruft, aber das: „Wenn ich ein Vöglein wär“, summt ihm doch immer im Kopf.

Das kann er denn doch nicht! Er giebt sich zwar die größte Mühe, den Naturfehler durch Kunst wieder gut zu machen aber es nutzt ihm nichts. Fliegen lernt er im Leben nicht, und das ärgert ihn. Er sieht ein, seine vorderen Gliedmaßen sind zum Arbeiten und nicht zum Flattern und Fliegen geschaffen, der Vogel aber, dieses, wenns nicht grade ein Pfau ist, so anspruchsvolle Tier, ist ihm hierin absolut „über“. Er kann auch nicht einmal zum Vogel sagen: „Sa, du kannst dafür nicht auf zwei Beinen gehen, hast kein musikalisches Talent oder keinen Sprachsinn!“ Im Gegenteil, dieser Aeronaut ist auch noch sein Lehrmeister in der Musik und bedient sich einer Sprache, welche auch die klügsten Menschen nicht verstehen können, während jener, wie um ihm zu zeigen, daß er die Menschensprachen ganz gut erlernen könnte, wenn er nur wollte, uns alles nachplappert.

Wie gesagt, das ärgert den Menschen und obgleich er ihn bewundert, thut er doch alles mögliche, um den Vogel, den er doch niemals erreichen wird, in hämischer Weise zu verfolgen. Als kleiner Junge klettert er auf Bäume, um ihm die Eier aus dem Neste zu stehlen; als erwachsener Vögelwicht schneit er auf ihn, soweit seine armseligen Mordwaffen tragen. Die minder boshaften aber unter den Menschenkindern, die weiblichen gönnen dem armen Vogel zwar das Leben, aber sie nehmen ihm sein köstlichstes Gut, seine Freiheit. Sie sperren ihn, was sie höchst